

Heinrich Heine.

Heine



Es ist ein eigen Ding, wenn wir diesen Namen nennen hören, wenn wir das Buch dieses Dichters in die Hand nehmen. Da klimmert es und funkelt so gar seltsam und wunderbar in unserm tiefinnersten Gemüth, und es wird uns etwa zu Muth, wie dem Wanderer, der am Abend träumend durch den dunkelgrünen Tann hinschlendert und in der Ferne ein Licht durch das dicke Gezeig herblicken sieht. Nun denkt er nicht anders, als er kommt an ein einsames, stillgelegenes Forsthaus, mit grünen Weiranken und duster Lindenlaube, und eine schlanke, blauäugige Dirne heißt ihn freundlich willkommen; aber wenn er näher gekommen ist, wickelt das lockende Licht zurück, und er sieht, daß es ein Irwisch war, der ihn geblendet, und muß sich hüten, nicht in den bodenlosen Morast zu versinken.

So Heine und seine Dichtungen. Da ist's freudig und frisch und grün in dem fremdartigen Baugarten seiner Poesie, alles athmet Leben und Liebe, gleichviel, er singt von der kühnansirebenden Palme oder der stillweinenden Trauerweide; aber wenn man näher hinzu tritt, um in dem Schatten des prächtigen Baumes auszuruhen, so sieht man unten garstiges Gewürm die Wurzel und das Mark zernagen; sagt er doch selbst:

Bergiftet sind meine Lieder; —
Wie könnt' es wohl anders sein?
Du hast mir ja Gift gegossen
In's blühende Leben hinein.

Und dieses Gift, hier leise und sanft, wie ein Schlaftrunk den Tod durch jeden Nerv verbreitend, dort ätzend und zerstörend, in fürchterlicher Gestalt auf den Organismus unseres Gefühls wirkend, schleicht überall durch Heine's Dichtungen, tritt uns überall mit seinem verwesenden Hauche entgegen. Aber dennoch fühlen wir uns unwillkürlich zu seiner Poesie hingezogen. Sie übt eine Macht über uns aus, ähnlich jener bunten, schönen Schlange in den wunderbaren Urwäldern Brasiliens, die mit ihrem Blicke Alles bezaubert, was sich ihr naht. Wir vermögen es nicht, uns von ihr abzuwenden, wir stehen und ergötzen uns an der herrlichen Pracht der Farben und erst, wenn wir den giftigen Stich fühlen, erwachen wir aus unserer unfreiwilligen Verückung.

Es ist wohl daher auch kein deutscher Dichter, der von dem ersten Augenblick seines öffentlichen Auftretens an so verschiedenartige, widersprechende Urtheile erfahren hat, als gerade Heinrich Heine. Während die Einen ihm den beinahe höchsten Rang unter Deutschlands Sängern anweisen, erschöpfen sich die Andern in Schmähungen und setzen ihn so tief als möglich in den Augen des unpartheiischen Lesers herab; nur Wenige sondern mit scharfem Auge das reine, köstliche Metall seiner Dichtungen von den anklebenden Schlacken. — Heine ist am größten als lyrischer Dichter, — sagt O. F. Wolf über ihn; — hier hat er sich eine neue Bahn gebrochen. Er machte den Humor zum Hauptelemente seiner Lyrik, im Gefühl der Jämmerlichkeit der Verhältnisse um ihn her und seiner Stellung zu diesen. —

Anders, fast gerade entgegengesetzt urtheilt eins der neusten Werke „C. C. Hense, die deutschen Dichter der Gegenwart“ wenn es dort heißt: Es kann gewiß kein Zweifel sein, wo Heine mehr als Dichter auftritt, in jener Verspottung und Satire, die selbst das Heiligste trifft und Heine's Geist um alle Wahrheit gebracht hat, oder in jenen objectiven Darstellungen, welche uns in seinen prosaischen Schriften begegnen, und in jenen Liedern, die durch die Tiefe der Empfindung und die Naivität des Ausdrucks an das Volkslied erinnern. — Man sieht, les extrêmes se touchent.

Fern sei es indessen von uns, den Leser mit der unserm Zwecke wenig entsprechenden Aufzählung dieser verschiedenartigen Citate zu unterhalten, oder wohl gar den Fehdehandschuh wegen einer Sache aufzunehmen zu wollen, um welche schon so mancher Strauß gestritten, dasjenige, was Heine bereits von dem reichen Schatze seiner Empfindung und seiner Phantasie ausgeströmt hat, läßt sich allerdings mit der kritischen Elle ausmessen; über das Gesamtwirken des Dichters etwas zu sagen, muß als eine Anmaßung erscheinen, da man nicht weiß, wie weit jene Flamme verglüht ist, in der seine poetische Begeisterung Nahrung fand. Erst wenn er das letzte Lied gesungen, wenn er sie mitgenommen

— in's ew'ge Grab
Die große Liebeswunde;

wenn der Fremde bei einem Besuch auf dem Kirchhof Père Lachaise an einem Grabhügel stehen bleibt, wo die einfachen Worte: „ci git Mr. H. Heine“ die Ruhestätte dieses „wildbeweglichen“ Herzens künden, alsdann erst dürfte das Urtheil über den Dichter ein sicheres, festes Resultat ergeben.

H. Heine wurde außerdem zu einer Zeit geboren, die zu reich an gewaltigen Ereignissen war, als daß sie nicht nothwendig auf die Entwicklung seiner Individualität hätte einwirken sollen. Er erblickte im Jahre 1797 zu Püßfeldorf das Licht der Erde, und zwar waren seine Eltern mosaikischen Glaubens, die ihm eine in jeder Beziehung treffliche Erziehung angedeihen ließen und den Sohn anfänglich für den Kaufmannsstand bestimmten. Zu diesem Zweck begab sich Heine nach Hamburg, entsagte aber bald gänzlich einer Beschäftigung, die seinem Geiste wenig oder gar nicht zusagte, und beschloß, die Rechtswissenschaft zu studiren. — Es ist ein alter, wahrer Satz, daß gerade unsere Jugendeindrücke die bleibendsten und stärksten für das ganze Leben sind; so erklärt sich auch des Dichters enthusiastische Vorliebe für Frankreich, für Napoleon, überhaupt jene leichtfertige französische Manier der Anschauung, die einen Theil seines Characters ausmacht. Heine's Jugend fällt in jene Epoche, wo Frankreich auf dem schwindelnden Gipfel seiner Macht stand. Die Schreckenstage der Revolution waren vorüber, weggewaschen das Blut, welches die Guillotine in Strömen vergossen, der Kaiser hatte mit starkem Arme die Bügel der Regierung ergriffen, der Kaiser gründete auf den Bajonnetten seiner Pataillone eine Weltherrschaft, und „vive l'Empereur!“ ertönte es jauchzend von dem schiffigen Sumpfstade des Nils herüber bis zu den blutgedüngten Feldern von Austerlitz. — Was Wunder, wenn das jugendliche Gemüth des Dichters jenen Enthusiasmus für den Mann des Jahrhunderts einsaugte, der ihn in seinen Reisebildern sagen läßt: „Aber wie ward mir erst, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber, Hosannah! den Kaiser. — Wir müssen gerecht sein. — Wäre Heine vielleicht früher geboren, hätte er Theil genommen an jenen Schrecknissen, an jenen fürchterlichen Wehen, die ganz Frankreich bei der Geburt seiner Freiheit durchzuckten, er hätte vielleicht seinem Enthusiasmus weniger excentrisch den Bügel schießen lassen. Einen Beleg hierzu liefert Chamisso. Dasselbe Frankreich, welches Heine, der deutsch gebohrne Dichter, vergöttert, wo er in einer Art von freiwilligem Eril lebt, verließ Jener, ungeachtet der glänzenden Anerbietungen, die ihm von demselben zu Theil wurden. Der Franzose wurde ein deutscher Dichter, deutsch im strengsten Sinne des Wortes. Aber er hatte auch jene trüben Tage der Revolution, die fürchterlichen Derrbilder, die dieselbe hervorgerufen, gesehen, sein jugendliches Gemüth hatte die Erinnerung an dieselben getreulich bewahrt. —

So erklärt sich hinlänglich Heine's Vorliebe für Alles, was Frankreich betrifft. — Als er nun aber zum Gefühl seiner Kraft und seiner Selbstständigkeit gelangt war, als er mit dem Bewußtsein seines Genies auftrat und sich auf dem Felde umblickte, auf welchem er sich zu handeln berufen fühlte, da drängte sich auch ihm die Nothwendigkeit einer frischen, lebenskräftigen Reform auf, wenn die deutsche Poesie nicht wieder in den gähnenden Schlendrian jenes Aristokratismus versinken sollte, dessen

Adelsbrief die todte Form diktiert hatte, und welcher kalt und stolz auf alle übrige Poesie herabblühte, die nicht jenes erimirte Gewand eines zierlich geschmückten Verornases trug.

Schiller war todt, Göthe's Feier verstummt, Körner hatte ihnen nachgestrebt, Rückert's schöne Dichtungen klebten ebenfalls an den Fesseln der Form, und jene Anzahl von jüngeren und älteren Dichtern, denen der Patriotismus den Pegasus gezäumt, courbettirten auf demselben schulgerecht mit Creuse und Andare, und sangen von Tyrannensurz und Deuschthum, von Franzosenhass und Vaterlandsliebe in so schulgerechten Alexandrinern, achtheiligen Stanzten und süßklingenden Sonetten, daß einem übel und weh dabei wurde.

Da trat Heine auf. Noch Student erschienen von ihm seine ersten Gedichte, Berlin 1822. Man stutzte, und überrascht richtete ein Jeder sein Auge auf den kecken Waghals, der mit jugendlichem Ungestüm alle jene Schranken der Form über den Haufen warf, die so manchem mittelmäßigen Poeten zur Stütze gedient hatten. Anfangs staunte man, man betrachtete einen solchen Schritt im ersten Augenblick als Hochverrath, doch bald ertönte jubelnd das *ça ira* und das *à bas* aus tausend Dichterkehlen. Aber das war eben das Unheil. Die alten, soliden Leute fanden sich über das tolle Geschrei indigniert, Heine's Weltschmerz erschien ihnen schlimmer als der Schmerz ihrer poetischen Hühneraugen, die sie geduldig in den engen Schuh des geschmückten Verornases zwängten, um darin vor den Augen des Publikums ihre zierlichen Pas zu tanzen. Heine kümmerte sich indessen wenig um diese allgemeine Entrüstung, sondern fuhr fort, mit den scharfen Waffen des Spottes und der Ironie das Philistertum zu bekämpfen. Seine Gegner schrien Beten und Mordio; aber wie ward ihnen erst, als der Dichter mit arrogant lebenswürdiger Naivität von sich selbst sang:

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennst man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Als nun Heine, Berlin 1823, Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo herausgab, die allerdings zu seinen schwächsten Arbeiten gehören, da ging's an ein Sturmplätzen und Posaunen durch alle Journale, denn nun glaubte ein Jeder den Sieg errungen zu haben. — Aber die Reisebilder, Hamburg 1826 — 31, machten der Freude gar schnell ein Ende.

Es ist wohl nicht gut möglich, zu bezweifeln, daß es dem Dichter bei seinen Liedern weniger daran gelegen war, eine unglückliche, subjective Liebe zu besingen, als vielmehr jene widerlich süße Sentimentalität, die der deutschen Poesie anklebte, lächerlich zu machen, denn noch lebten Werther und Lotte im Munde aller unglücklich Liebenden, denen ein unerbittlicher Tyrann von Vater die Heirathsertaunisch versagte, weil er nichts wußte von „der süßen Macht der schönen Liebe“ und ausserdem, weil der Jüngling kein Brod hatte um die schmachtende Heißgeliebte zu ernähren. In den Reisebildern schwingt Heine aber auch die Geißel seines Spottes über andere Verhältnisse als die des bürgerlichen Lebens, und sein Spott trifft sowohl die Satzungen der Religion, als auch die Formen der weltlichen Regierung. — Eine Folge dieser Angriffe, die allerdings an manchen Orten zu weit gehen und einen gefährlichen Indifferentismus verrathen, war das theilweise Verbot dieses Werkes in den deutschen Bundesstaaten, eine Maaßregel, über die Heine sich bitter beschwerte und die in der Folge die Veranlassung seines freiwilligen Exils wurde.

Das Buch der Lieder, welches 1827 zu Hamburg erschien, und worin er, außer seinen früheren Gedichten, dem Publikum eine Auswahl neuerer Poesien übergab, diente ebenfalls dazu, das Talent des Dichters auf eine unbestreitbare Weise herauszustellen. Es erlebte bis 1841 vier Auflagen.

Indessen hatte Heine bereits 1825 die juristische Doktorwürde erlangt und brachte nach dieser Periode seine Zeit auf Reisen, in Hamburg, München, Oberitalien und England zu. Er schrieb in diesem Zeitraum seine „Beiträge zur Geschichte der neueren schönen Literatur, Paris, 1833.“ Das Werk „französische Zustände“, das in demselben Jahre in Hamburg erschien, ist nur eine Sammlung verschiedenartiger Aufsätze, die er von Paris aus für die Augsburger allgemeine Zeitung schrieb. Diesem Buche folgte der Salon, ein theils in Prosa, theils in Versen geschriebenes, größeres Werk in drei Theilen.

Alle diese Arbeiten tragen mehr oder weniger den unverkennbaren Stempel des wahren Genies, welches Heine zum Dichter berufen, und besonders sind jene Aufsätze über Frankreich mit seltenem Talent geschrieben. — In dem „Salon“ läßt er dagegen wieder seiner tollen, übermüthigen Laune den Mügel nach Herzenslust schießen, und es gilt ihm gleich, ob der Pfeil seines Witzes den Hermelinmantel, oder den modernen Frack des parfümirten Stutzers trifft. Daß der Dichter hierin allerdings oft genug zu weit geht, ist eine schwache Seite, die von seinen Feinden schon so oft und so bitter angegriffen ist, daß wir hierüber nichts weiter erwähnen wollen.

Als direct polemischer Schriftsteller, denn Polemik ist wohl in allen seinen Schriften enthalten, trat Heine in seinen „Briefen über den Adel; über den Penuncianten“ (W. Menzel) und „Heine über Börne“ auf. Diese letztere Brochüre diente indessen in der That nur dazu, Heine's Persönlichkeit herabzusetzen und ihm einen großen Theil seiner Anhänger zu entfremden. Börne hatte nämlich den ehemaligen Freund in einem Aufsätze der Plätter für litterarische Unterhaltung heftig angegriffen, und Heine, anstatt den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen, erwiderte nichts; erst nach Börne's Tode erschien jenes berüchtigte Buch, in welchem Heine den todten Feind bis in seine Privatverhältnisse hinein mit den bittersten Schmähungen verfolgt. — Viel, unendlich viel hat er sich aber, wie gesagt, durch dieses Buch geschadet; mag er bald auf die eine oder die andere Weise die Manen seines todten Gegners sühnen. —

So viel über Heine. — Was seine Persönlichkeit anbetrifft, so findet man in ihm den lebenswürdigen, artigen Weltmann, den unterhaltenden, geistreichen Gesellschafter, der mit der glücklichsten Leichtigkeit den französischen Tact mit deutscher Piederkeit in sich vereinigt. Dabei ist er durchaus kein guter Haushalter, sondern wirthschaftet mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln oft genug allzu freigebig; besonders äußert er sein Wohlthätigkeitsgefühl gegen Deutsche, die seine Hülfe in Anspruch nehmen, denn mögen seine Feinde reden wie sie wollen, nie wird Heine sein Vaterland verleugnen. Er ist, wie die Encyclopaedie des gens du monde sagt, aus einem französischen Kopfe und einem deutschen Herzen zusammengesetzt. Daher hat er sich auch niemals von dem liberalen Schwindelgeist der französischen Nation fortreißen lassen, und was die deutsche Revolution anbetrifft, so hat er auch mit ihr nichts zu thun, da sie, wie er beifend genug bemerkt, Taback raucht und er den Tabackrauch nicht vertragen kann. Wenn aber auch dieser Kampf des deutschen und gallischen Princips, wie man behaupten will, segensbringend für den Dichter gewesen ist, da er demselben seine Originalität verdankt, so können wir uns dennoch nicht deswegen beglückwünschen. Heine mußte nie vergessen, daß er auf deutscher Erde geboren, daß es deutsche Luft war, die er als Knabe eingesogen, und bei seinen glücklichen Geistesgaben wäre er dann wahrlich für die deutsche Nation das geworden, was Peranger für das französische Volk geworden ist, der Apostel einer neuerwachenden, kräftigen Aera.

Was die einzelnen Werke Heine's anbetrifft, so haben wir im Verlauf dieser Skizze dieselben sämmtlich genannt; die hier folgenden Gedichte entlehnen wir aus dem Buch der Lieder, Hamburg 1841 bei Hoffmann & Campe.

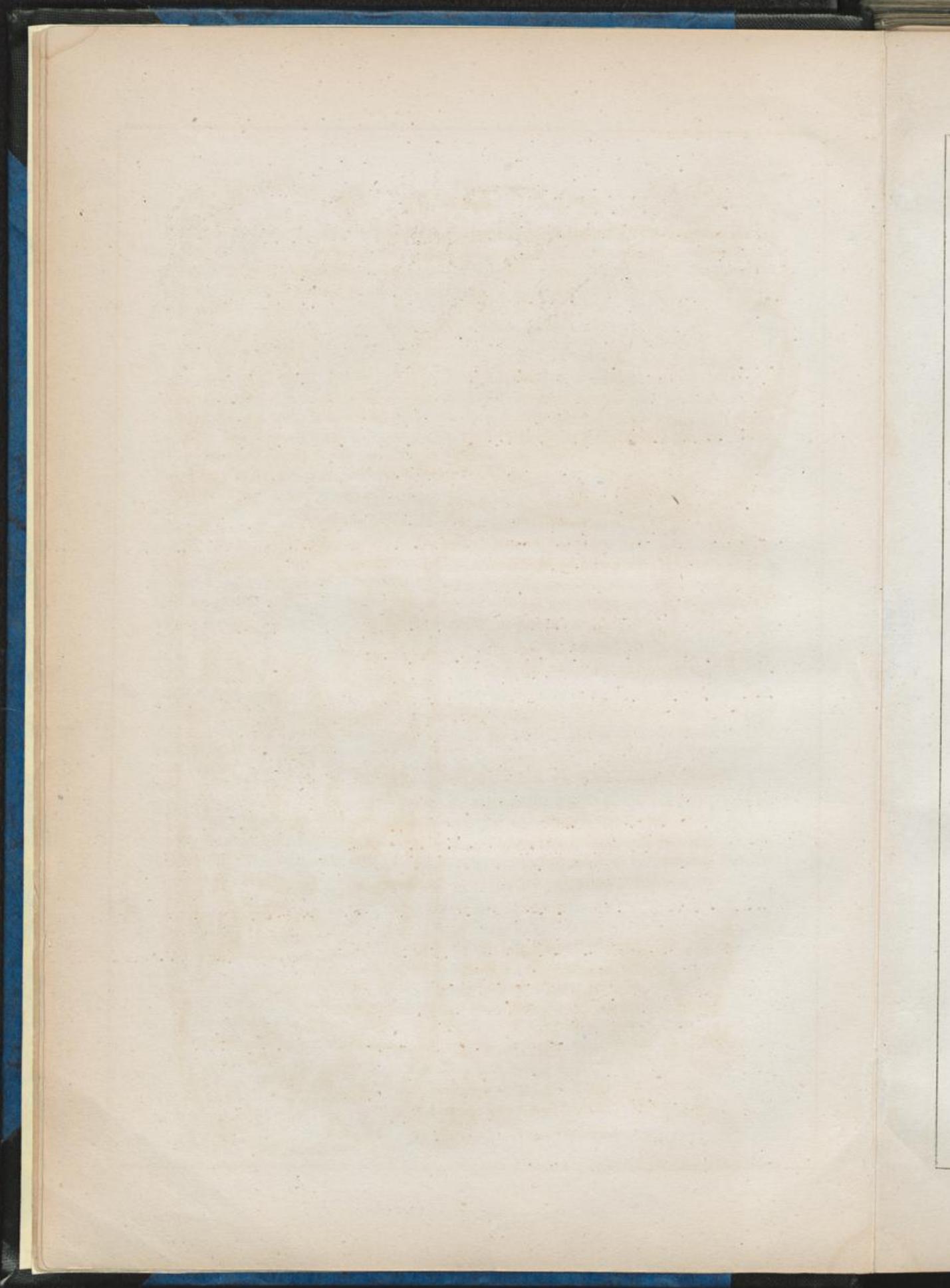


O! kennt ihr noch das alte Lied,
 Das einst so wild die Brust durchglüht.
 Ihr Saiten dumpf und trübe?
 Die Engel, die nennen es Himmelskrend,
 Die Teufel, die nennen es Hölleleid,
 Die Menschen, die nennen es Liebe!

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
 Da thaten sich auf die Gräber all;
 Viel Luftgestalten dringen hervor,
 Umschweben den Spielman u. schrillen im Chor.

Liebe! Liebe! deine Macht
 Hat uns hier zu Best gebracht,
 Und die Augen zugemacht. —
 Ei, was ruhest du in der Nacht?







Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtgraus,
Und wie ich am Kirchhof vorüber gehn will,
Da winken die Gräber ernst und still.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenstein;
Das war der flimmernde Mondeschein.
Da lispelt's: Lieb Bruder, ich komme gleich!
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's, der entstiegen jetzt,
Und hoch auf den Leichenstein sich setzt.
In die Saiten der Zither greift er schnell,
Und singt dabei recht hohl und grell:

O! kennt ihr noch das alte Lied,
Das einst so wild die Brust durchglüht,
Ihr Saiten dumpf und trübe?
Die Engel, die nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es: Liebe!

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
Da thaten sich auf die Gräber all;
Viel Luftgestalten dringen hervor,
Umschweben den Spielmann und schrillen im Chor:

Liebe! Liebe! deine Macht
Hat uns hier zu Bett gebracht,
Und die Augen zugemacht, —
O, was ruffst du in der Nacht?

So heult es verworren und schwirret und krächzt,
 Und wimmert und greinet und girret und ächzt;
 Und der tolle Schwarm den Spielmann umschweift,
 Und der Spielmann wilb in die Saiten greift:

Bravo! bravo! immer toll!
 Seid willkommen!
 Habt vernommen,
 Daß mein Zauberwort erscholl!
 Liegt man doch jahraus, jahrein,
 Mäuschenstill im Kämmerlein;
 Laßt uns heute lustig sein!
 Mit Vergunst, —
 Seht erst zu, sind wir allein? —

Narren waren wir im Leben,
 Und mit toller Wuth ergeben
 Einer tollen Liebesbrunst.
 Kurzweil soll uns heut nicht fehlen,
 Jeder soll hier tren erzählen,
 Was ihn weiland hergebracht,
 Wie gehezt,
 Wie zersezt
 Ihn die tolle Liebesjagd.

Da hüpfst aus dem Kreise, so leicht, wie der Wind,
 Ein mageres Wesen, das summend beginnt:

Ich war ein Schneidergeselle,
 Mit Nadel und mit Scheer';
 Ich war so flink und schnelle
 Mit Nadel und mit Scheer';

Da kam die Meisterstochter
 Mit Nadel und mit Scheer';
 Und hat mir in's Herz gestochen
 Mit Nadel und mit Scheer'.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
 Ein Zweiter trat still und ernst hervor:

Den Rinaldo Rinaldini,
 Schinderhanno, Orlandini,
 Und besonders Carlo Moor
 Nahm ich mir als Muster vor.

Doch der Gassenvogt mir grollte,
 Daß ich Sehnsuchts Thränen wollte
 Trocknen mit dem Taschentuch,
 Daß mein Nachbar bei sich trug.

Auch verliebt — mit Ehr' zu melden —
 Hab' ich mich, wie jene Helden,
 Und das schönste Frauenbild
 Spukte mir im Kopfe wild.

Und nach frommer Häfcheritte
 Nahm man still mich in die Mitte,
 Und das Zuchthaus, heilig groß,
 Schloß mir auf den Mitterschooß.

Und ich seufzte auch und girte;
 Und wenn Liebe mich verwirrete,
 Steckt' ich meine Finger rasch
 In des reichen Nachbars Tasch'.

Schwelgend süß in Liebesfinnen,
 Saß ich dort beim Wollespinnen,
 Bis Rinaldos Schatten kam,
 Und die Seele mit sich nahm.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
 Geschminkt und gepuht trat ein Dritter hervor:

Ich war ein König der Bretter,
 Und spielte das Liebhaberfach.
 Ich brüllte manch wildes: Ihr Götter!
 Ich feufzte manch zärtliches: Ach!

Den Mortimer spielt' ich am besten,
 Maria war immer so schön!
 Doch trotz der natürlichsten Gessen,
 Sie wollte mich nimmer versteh'n. —

Ginst als ich verzweifelt am Ende
 „Maria, du Heilige!“ rief,
 Da nahm ich den Dolch behende —
 Und stach mich ein bißchen zu tief.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
 Im weißen Bausch trat ein Vierter hervor:

Vom Katheder schwätzte herab der Professor,
 Er schwätz', und ich schlief oft gut dabei ein;
 Doch hätt' mir's behagt noch tausendmal besser
 Bei seinem holdseligen Töchterlein.

Sie hatt' mir oft zärtlich am Fenster genickt,
 Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
 Doch die Blume der Blumen ward endlich gevlücket
 Vom dürr'n Phylister, dem reichen Wicht.

Da flucht' ich den Weibern und reichen Galunken,
 Und mischte mir Teufelskraut in den Wein, —
 Und hab' mit dem Lode Smollis getrunken, —
 Der sprach: Fiduzit, ich heiße Freund Hein!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
 Einen Strick um den Hals trat ein Fünfter hervor:

Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
 Mit dem Töchterchen fein und dem Edelgestein.
 Was scheert mich, du Gräfslein, dein Edelgestein,
 Mir mundet weit besser dein Töchterlein.

Sie lagen wohl beid' unter Riegel und Schloß,
 Und der Graf besold'te viel Dienertroß.
 Was scheeren mich Diener und Riegel und Schloß, —
 Ich stieg getrost auf die Leitersproß.

An Liebchens Fensterlein kletter' ich getrost,
 Da hör' ich es unten fluchen erbost:

„Kein sachte, mein Vübchen, muß auch dabei sein,
Ich liebe ja auch das Edelgestein.“

So spöttelt der Graf und erfaßt mich gar,
Und jauchzend umringt mich die Dienerschaar.
„Zum Teufel, Gefindel! ich bin ja kein Dieb;
Ich wollte nur stehlen mein trautes Lieb!“

Da half kein Gerede, da half kein Rath,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonne kam, da wundert sie sich,
Am hellen Galgen fand sie mich.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Mit blutigem Haupt trat ein Sechster hervor:

Zum Waidwerk trieb mich Liebesharm:
Ich schlich umher, die Büsch' im Arm.
Da schnarret's hohl vom Baum herab,
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

O, spürt' ich doch ein Täubchen aus,
Ich brächt' es meinem Lieb nach Haus!
So dacht' ich, und in Busch und Strauch
Späht rings umher mein Jägeraug'.

Was kofet dort? was schnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögen's sein.
Ich schleich herbei, — den Hahn gespannt, —
Sieh' da! mein eignes Lieb ich fand.

Das war mein Täubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt sie traut, —
Nun, alter Schübe, treffe gut!
Da lag der fremde Mann im Blut'.

Bald drauf ein Zug mit Henkersfrohn —
Ich selbst dabei als Hauptperson —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Da trat der Spielmann selber hervor:

Ich hab' mal ein Liedchen gesungen,
Das schöne Lied ist aus;
Wenn das Herz im Leibe zersprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!

Und das tolle Gelächter sich toller erhebt,
Und die bleiche Schaar im Kreise schwebt.
Da scholl vom Kirchturm' „Gins“ herab,
Da stürzten die Geister sich heulend in's Grab.

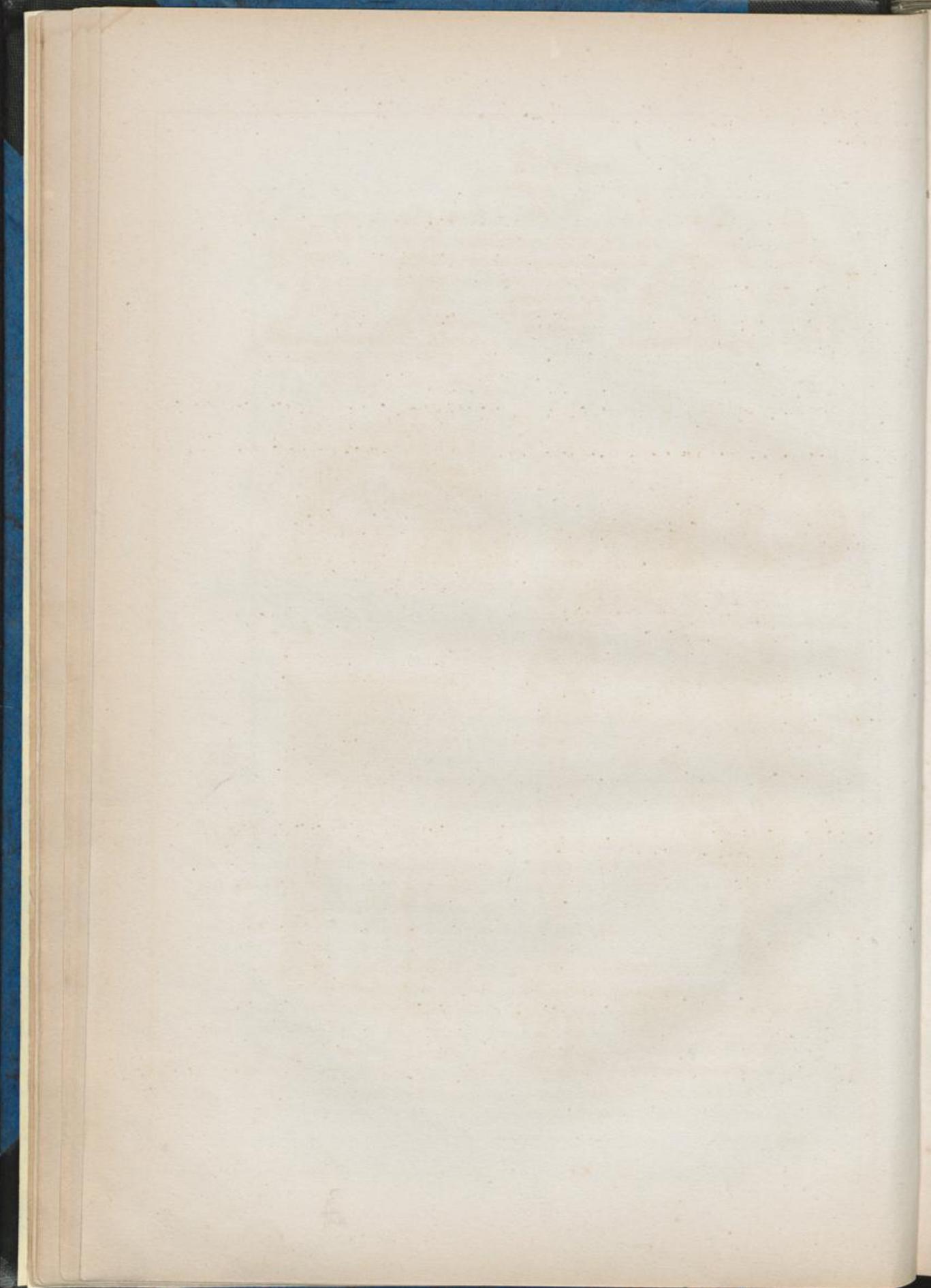
Sonntag's Elegie.

von v. Gaudy.



ges. u. radirt v. J. Rosemann.

Verlag v. Meyer & Hofmann in Berlin.



Sonntags-Elegie.



in freier Sonntag, und zwei Wochen
Gehudel! Wird denn nie das Joch
In dem die Köchin seufzt gebrochen;
Und Alles spricht von Freiheit doch.
Blank sind die Kessel, Tiegel, Pfannen,
Die Herrschaft ließ mich endlich gehn
Doch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,
Und keine Droschke läßt sich sehn.

Der neue Kragen muß mich kleiden —
Modern fand selbst Madame den Hut;
So mag ich die Façon wohl leiden,
Und Rosa stand von je mir gut.
Die Taille, wahrlich zum umspannen —
Und wie die weiten Ärmel sehn —
Doch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,
Und keine Droschke läßt sich sehn.

Ob wohl der Blondkops heut' im Garten?
Er hat mich um ein Rendezvous,
Und bis um neun Uhr woll' er warten.
Er schwur mir's hoch und theuer zu.
Nach diesem Goldfisch gilt's zu spannen
Das Netz. Geläng's, und fing ich den —
Doch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,
Und keine Droschke läßt sich sehn.

Und Geld, das hat er — viel — ich wette —
 Das feine Tuch — die goldne Uhr —
 Das Augenglas an schwerer Kette —
 Auf die Erklärung wart' ich nur.
 Doch Stund' auf Stunde fliegt von dannen:
 Ich muß hier auf der Lauer stehn;
 Noch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,
 Und keine Droschke läßt sich sehn.

Treffsönig wich nicht von der Seite,
 Als ich die Karte mir gelegt,
 Und daß der 'nen Rentier bedente,
 Weiß jedes Kind — — Herr Gott! Es schlägt.
 Die Feierstunden sie verrannen —
 Die Herrschaft ruft, — schon ist es Zehn —
 Und immer gießt's noch wie mit Kannen,
 Und keine Droschke läßt sich sehn.

Die Reiterin.

Sah ich jüngst — es war im Traum —
 Einen wunderfelt'nen Ritt;
 Auf bejahrtem, steifen Klepper,
 Welcher schleichend Schritt vor Schritt
 Mit den Ranken, Dornen, Nesseln
 Sich schwerfäll'gen Hufes tritt,
 Saß ein Weib, das schlafend nickte,
 Und doch nicht vom Sattel glitt.

Saß verkehrt doch gar die Donna,
 In der Hand den Schwanz als Saum,
 Wankt' hinüber und herüber,
 Mürmelt' auch, doch wie im Traum.
 Wen'ge Worte nur vernahm' ich,
 Die ich hört', verstand ich kaum,
 Gab auch nicht drauf acht und mustert'
 Ihres Kleides bunten Saum.

Sah ich doch, Zeit meines Lebens,
 Nicht so farbigen Talar;
 Grau nur gegen ihn bedünkte
 Mich der Regenbogen gar.
 Große Lappen, kleine Fegen,
 Angesickt fast wunderbar —
 Nun, der Himmel mag es wissen,
 Wer des Kleides Schneider war.

Groß und herrlich war zu schauen
 Dieser Edelfrau Gestalt,
 Zeugte gleich gebogner Nacken
 Spuren von der Zeit Gewalt,
 Hatte sie mit häm'schem Finger
 Gleich manch' Fältchen eingekralt —
 Immer ließ sich noch ermessen,
 Daß die Frau mit Ehren alt.

Zu erwachen schien die Dame,
Leis und schüchtern fragt' ich da:
Wenn nicht meine Ahnung lüget,
Seid ihr Frau Germania? —
Bis zu Achtzehnhundert neune
Ward ich so genannt. O ja. —
Und jetzt? — Hab' ich hundert Namen;
Nennst mich Frau Cicæra.

Wie ihr wollt. Doch edle Herrin,
Welchen fabelhaften Gaul
Reitet ihr? So abgetrieben,
Buglahn, hinkend, træg und faul.
Seht — doch nein, ihr könnt nicht sehen —
Im Moraste wählst sein Maul;
Kommt nicht haarbreit von der Stelle.
Schafft ihn ab. Es ist ein Gran'l.

Naseweiser Neurungsthümler,
Welch' ein übermüth'ger Wahn
Treibt euch, meinen Gaul zu lästern,
Dem ich herzlich zugethan?
Der mich schon seit grauen Jahren
Sicher trug auf dorn'ger Bahn,
Der den ält'sten Stammbaum vorweist —
Ihn, den alten Schlendrian?

Das Orakel.

ie Mutter hält auf dem Schooße
Das Knäblein zart und hold,
Lippen glüh'n ihm wie Rose,
Wächchen glänzen wie Gold.

Das Küssen und das Herzen
Heute bekommt sie's nicht satt;
Ein Jahr ist's, daß sie viel Schmerzen
Um ihn erlitten hat.

Ein Jahr ist's, daß ich viel Schmerzen
Um Dich erduldet hab';
Ein Jahr seit den Himmel im Herzen
Die Mutterbrust Dir gab.

Wie so reizend entfaltet
Hast Du, mein Knöspschen, Dich.
Engel des Himmels, erhaltet,
Schützet ihn mildiglich. —

Herrin, wollt mir erlauben,
So flüstert jetzt die Magd,
Daß nach des Volkes Glauben
Das Schicksal werde befragt.

Laßt loosen das jahresalte
Knäblein am heutigen Tag.
Der Himmel gnädig walte,
Daß er's wohl treffen mag.

Ich bringe die heilige Bibel,
Den Apfel, das Thalerstück.
Ein Loos verkündet Uebel,
Zwei Loose verkünden Glück.

Noth bleibt er wie Apfels Bäckchen
Wenn er die Frucht erliest.
Nie fehlen die Thaler im Säckchen,
Wenn er das Silber erliest.

Und, fragt die Mutter bebend,
Gewählt er das heilige Buch?
Die Magd spricht widerstrebend:
Dann wird ihm das Leichentuch. —

O nimmer, nimmer wage
Dies Spiel. Ihm bleib' es fern.
Dies hiesse mit sündlicher Frage
Versuchen Gott den Herrn. —

Die Magd trägt in die Kammer
Wohl die drei Loose zurück.
Die Bibel mit silberner Klammer,
Sie fesselt des Kindes Blick.

Zappelsnd und ringend windet
Es sich von der Mutter Schooß.
Lappt in das Kämmerlein, findet
Das ernste Todesloos.

Am goldig-gleißenden Schutte
 Erkennt er das Erbstück.
 Mit kurzem, schwankenden Schritte
 Bringt er's der Mutter zurück. —

Schon jetzt Deine Thränen fließen?
 Warte noch, Mutter, ein Jahr,
 Dann magst Du die Bittern vergießen,
 Dann wird das Orakel wahr.

S t e r b e k l ä n g e .

Sie dichterhang'nen Zimmer
 Glimmt matt der Lampe Licht,
 Wirft ihren zitternden Schimmer
 Auf ein welkes Greisen-Gesicht.

Die Kinder steh'n im Kreise
 Um das Sterbebett herum.
 Ihre Thränen rollen leise,
 Sie trocknen das Auge stumm.

Die bald Verwaisten reichen
 Im schmerzlichen Druck sich die Hand,
 Unsäglichen Leides Zeichen,
 Das keine Worte fand.

Jetzt ziehen frohe Gefellen
 Singend die Straß' entlang.
 Die Töne nah'n und schwellen
 Zum dumpfen Zitherklang.

Da schlägt die Augenwimpern
 Noch einmal auf der Greis,
 Lauschet der Bitter Klammern,
 Lauschet der Sangesweis.

Das sind meines Sohnes Lieder!
 Mild lächelnd der Alte spricht.
 Sein Haupt sinkt matt hernieder,
 Das Aug' im Tode bricht.

A u s d e n K a i s e r l i e d e r n .

Die Schlacht bei den Pyramiden.

Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schaar!
 Wohl hast du nicht gehnet so dräuende Gefahr.
 Die übermächtigen Motten, sie stürmen an mit Schwall,
 Die Ritter stehn und starren, wie Fels und Mauerwall.
 Uhländ.

Sieh, an fernem Horizonte wachsen wundersame Zacken
 Aus dem wüsten Plan; der Himmel ruht auf ihrem Felsennacken
 Sind es Wolken, regungslose, die des Jandresers Spruch gebannt,
 Jetzt der Gletscher eis'ge Spitzen äffend auf Aegyptens Sand? —

Nein, du siehst des Stolzes Säulen, siehst des Despotismus Tempel,
 Siehst den auf der Völker Stirne ewig glüh'nden Sklavensempel,
 Siehst die Male, die den Namen überdauert ihrer Herrn,
 Siehst die ries'ge Marmorhülse von zu Staub zerfallnem Kern.

Jene starren Niesenhäupter, die im Morgenstrahl sich baden,
Während noch den Reif der Nächte zirpend schlürfen die Gifaden,
Die des Bliges Schlange tragen, wie dem Hauch giftschwanger Wind's,
Unerreicht vom Flug des Geiers — Dschischsch's Pyramiden sind's. —

Und die blinkend helle Linie an dem Fuße der Kolossen,
Sind es Reiter, durch die Ebne stürmend auf windschnellen Rossen,
Oder sind es Nebelstreifen, die der Sonne Strahl bescheint,
Trugbild dieses Wunderlandes, Wüstenpiegel? — Nein, der Feind.

Sa, er naht! Die Wüste zittert unter seiner Renner Hufen.
Durch die Glieder der Franzosen hör' ich Bonaparte rufen:
„Schließet eures Vierecks Mauern! Von der Kön'ge Felsengrab
Schauen jetzt auf eure Thaten drei Jahrtausende herab!“

Allah jauchzend, Säbel schwingend, Bügels Backen in die Flanken
Ihrer Pferde grabend, stürzen Mammelucken jetzt auf Franken:
Also stürmt der Nordwind heulend auf der Gieche Leben ein,
Die mit nerv'gem Arm umklammert hält des Felsens Urgestein.

Wellen schlagend in den Lüften fliegt der Roffe Silbermähne;
Aus dem schlanken Bau der Füße quillt die schmeid'ge Kraft der Sehne,
Feuer leuchtet aus dem Auge, Schaum bespritzt das Goldgebiß,
Kaum gelenkt von Reiters Händen, der des edlen Thiers gewiß.

Von der Myselmannen Haupte, von des Turbans falt'gem Schleier
Glänzt das funkelnde Geschmeide, nickt der schwankte Busch vom Reiter,
Und des Stahles Mondesichel, schmiegfam, hauchend zarten Duft,
Funfelt in der Hand des Kriegers, blißschnell zischend durch die Luft.

Also braust die niebesiegte, stolze Mitterschaft der Sonne,
Heulend wie der Wüste Raubthier, auf die fränkische Colonne,
Auf die feuersprüh'nde Hecke, rings vom Bajonett umdorn't,
Die zu sprengen der Mamm'lucke machtlos seinen Streithengst sporn't.

Wie die Braven starrt der Leuchtturm, wenn des Meeres Woge bäumend
An der Strebe Pfeiler Quadern hoch hinausraucht, zornig schäumend;
Das Gewühl der hohlen Brandung, Welle, die sich donnernd bricht,
Nichts erschüttert den Gewalt'gen; weithin sendet er sein Licht.

Aber raslos jagt von neuem Murad-Bey die Mohusast-trunknen
Auf die fränkischen Phalangen. Die zu Boden schon Gesunknen
Schleudern tückisch ihre Dolche; mit dem Hufe kämpft das Ross —
An der Selbenmaner splittert Pferdehuf und Wurfgeschöß.

Wie ein flüß'ger Goldstrom werfen jetzt vom sand'gen Palmenhügel
 Sich der Kürassier Schwadronen thalwärts mit verhängtem Zügel.
 Sturm auf Sturm, auf Reiter Reiter, Kling' auf Klinge, Pferd auf Pferd,
 Stahlhelm gegen Seidenturban, Pallasch gegen Sichelschwert.

Gleich dem Löwen, der im Sprunge auf der Antilope Nacken
 Sich geschwungen und in's sammtne Fell begräbt der Klauen Zacken,
 Der des Halses Bug zermalmet, bis das Dpfer röchelnd sinkt,
 Mordet jetzt der Panzerträger, der mit dem Osmanen ringt.

Und des Halbmonds Glanz erblichet; seine Krieger wanken, weichen,
 Suchen in des Niles Welle Zuflucht vor den Eisenstreichen,
 Härben, rudernd mit zerfleischem Arm, den roll'nden Strom mit Blut —
 Die der Franken Stahl verschonte, schlingt hinab die falsche Bluth.

Durch Cahira's Thore ziehen, die des Welttheils Loos entschieden;
 Sie, die Pulverrauch-geschwärtzten Sieger bei den Pyramiden.
 Von dem Thron der Pharaonen weht dreifarbiges Pannier,
 Und des Morgenlandes Völker huld'gen dem Sultan Kebir.

Der Grenadier der alten Garde.

Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!
 O. Peine.



Infern des Gitterfensters sieht an Vicétre's Wand
 Ein Veteran, gezieret mit rothem Ehrenband,
 Starrt auf die dumpfge Mauer, das Herz ist ihm so schwer,
 Und wiegt das Haupt wie schmerzlich verneinend hin und her.

Ergrau'nde, krause Locke die hohe Stirn umspielt,
 Wo tiefe Narbe kündet, wie scharf der Feind gezielt;
 Wo tiefe Narbe deutet, wie einst dem Schlachtentod
 Er feck ins Auge schaute, feck ihm die Sterne bot.

Auf Mont-Saint-Jean's Gefilden die Schaar der Helden spricht:
 Es stirbt die alte Garde, doch sie ergibt sich nicht!
 Er rief's, da traf die Kugel der Bärenmühe Rand;
 Mit Blut das Wort besiegelnd, sank hin er in den Sand.

Aus glüh'nden Fieberträumen, nach Mondenfrist, erwacht
Der Greis in düstrem Kerker, in düst'rer Seelennacht.
Verworr'ne Schatten treiben am Geist vorüber wild, --
Klar aus des Irrens Wolken taucht nur des Kaisers Bild.

Jetzt faßt er eine Kohle mit hiebgelähmter Hand,
Und zieht vom Hut des Kaisers den Umriss an die Wand,
Vom wohlbekannten Hute, mit den drei Farben dran,
Die auf den Siegesbahnen gezogen stets voran.

Die ernste, freie Sterne entwirft er mit Geschick,
Und müht sich nachzubilden des Feldherrn Adlerblick,
Die Sonne, deren Strahlen der Greis sein Lebelang
Gefolgt, bis ihre Glorie bei Waterloo verfaul.

So malt der alte Krieger mit hiebgelähmter Hand
Das Bild des großen Kaisers roh an Vico's Wand,
Er zeichnet ernst und schweigend, und mit dem letzten Strich
Läßt er die Arme sinken und weinet bitterlich.

L ä t i t i a.

Nie büßt eine Mutter so viel ein!
Richard III.

In des Capitoles Schwelle ragt vereinzelt in die Luft
Eine Marmorsäule, träumend, schweigend auf der Trümmergruft.
Staub bestreut die andern alle; sie allein erhebt, umlaubt
Von des Cyhen Witwenschleier, ihr vom Bliz verschontes Haupt.

An des Capitoles Schwelle steht ein hoher Lorbeerbaum:
In dem höchsten Wipfel regt sich zögernd noch ein Lebenstraum;
An der Felsen Rippen klammert sich der Wurzeln zähe Kraft,
Doch die welken Arme starren weithin, leblos, geisterhaft.

Stolzer strebte keine Krone zu des Himmels Dom empor;
Ubershattend sieben Reiche, gleich ihr keine je zuvor;
Keine haben die Dufane, Blatt für Blatt, gleich ihr entlaubt,
Haben keiner, langsam mordend, Sproß für Sproß gleich ihr geraubt.

Auf des Capitoles Schwelle thront ein Weib, das Haar gebleicht,
 Deren Größe, deren Leiden noch kein andres Weib erreicht,
 Deren Wonne, deren Jammer keiner Mutter Busen kennt,
 Deren Hoheit, deren Glend keines Volkes Sage nennt.

Ragend so vor allen Frauen, wie vor Männern ragt ihr Sohn,
 Thronet sie, der Mütter erste, Mutter von Napoleon,
 Sie, der jeden Kelch zu leeren ward das unerhörte Loos,
 Sie, die lebende Ruine, auf Ruinen hehr und groß.

Alle Kränze, die das Fatum eines Weibes Scheitel weicht,
 Jugend, holde Leibesohöne, Kinder, Macht und Herrlichkeit,
 Alle waren ihr verliehen, alle nahm ihr das Geschick:
 Nur grausamer Spott des Namens blieb ihr, und die Thrän' im Blick.

Eines halben Welttheils Throne nahmen ihre Kinder ein;
 Leuchten sah von Jedes Stirne sie des Diademes Schein,
 Sah, wie gleich des Traums Gebilden, jedes Goldreißs Glanz erblich,
 Tiefer senkte ihre Krone nur, die Märtyrkrone, sich.

Alle: Vater, Mutter, Gatten, riß der Tod von ihrer Brust,
 Knickte Knospen, die des Schwellens, des Entfaltens kaum bewußt,
 Ließ den Niesenohn verschmachten auf dem meerumrollten Stein,
 Mordete den Sohn des Sohnes, sie verschmäh't er, sie allein.

Weiden darfst du das Gewebe, ja nur du, Lätitia,
 Das die finstern Schicksalschwestern flochten einst für Hekuba:
 Aller Kinder Leichen thürmten sich zum Hügel um sie her,
 Und dann öffnete die Arme der Verzweifelnden das Meer.

Früher trockneten die Thränen, welche Niobe vergoß,
 Als die blüh'nden Sprossen grausam traf des Götterpaars Geschloß.
 Auf die Todten fiel ein todt's Auge, früh zu Stein erstarrt,
 Während dein's noch auf den Zähren-still'nden Todeschleier harrt.

Fallen soll des Weltendrama's Vorhang: Omnes exeunt!
 Spricht des großen Trauerspiels Schöpfer jetzt mit ernstem Mund.
 Dem Verhängniß hingeopfert sanken Fürsten, sank der Chor, —
 Und nun trete du, die Letzte, als der Epilog hervor.

Frage, Bild der ew'gen Roma, von der Niesin Gruft herab,
 Frage: Ob es einen Helden, deinem Sohne gleichend, gab?
 Frage jede deiner Schwestern: Ob sie mehr als du beweint? —
 Deine Frage wird von Jeder mit verhülltem Haupt verneint.

